

(Nachdruck verboten.)

Madame d'Ora.

28]

Roman von Johannes B. Jensen.

„Edmund, siehst Du jemals etwas von diesem Predikanten, von Mirjams Vormund? Denk' Dir, Ralph und ich waren heute hin, um ihn zu hören. Als wir gefrühstückt hatten, kam uns der Einfall; in einer Zeitung stand, daß er eine Vormittagsversammlung abhalte. Evanston predigte in einer großen Halle, oben an der dreiundzwanzigsten Straße, und er hatte einen gewaltigen Zulauf, wir liefen keine Gefahr, erkannt zu werden. Er spricht wie ein Schleifstein, er mahlt, er betäubt die Leute — die Lichtbilder, derentwegen er so berühmt ist, wurden heute nicht gezeigt — er predigte von dem neuen Reich und von dem Kreuzzug gegen die Sünde, diesen ganzen fossilen Konsens, von dem ich nicht begreife, daß es die Leute immer noch amüsieren kann. Aber er gebraucht Fremdwörter und entlehnt Bilder aus der Chemie, das ist das Feine an ihm, und er bewegt sich in Gleichnissen aus seinem Jägerleben und aus der Zeit, als er sich im Schmutz der Sünde wälzte, — selbst Ralph fand, daß er Phantasie habe. Er malte unter anderem aus, wie der Weg zur Seligkeit durch Wüsten führe, die mit Tausenden von Knochen und Ochsenhörnern von dem Vorspann der Wanderer übersät sei, und wie die Peile des Versuchers draußen aus der öden Finsternis kommen und sich zitternd in das Wagenzelt festsetzen, auf der Wanderung über wilde und unwegsame Steppen! — Und da senkte auch Ralph seinen blonden, ehrlichen Kopf und fand, daß es gut war. Später, als wir wieder gingen, machte Ralph die lächerlichsten Versuche, Wyoming mit demselben starken Wildgeschmack auszusprechen, wie es Evanston seiner Behauptung nach getan hatte. . . aber da schlug ich sie beide aus dem Felde, ich jauchzte auf der Straße, während Ralph und ich zusammen gingen, so daß die Leute glaubten, ich sei verrückt — hör' einmal —“ Leontine erhob sich, und indem sie sich mit gestreckter Kehle vorbeugte, brüllte sie wie irgend ein mächtiges und wildes Raubtier, das verwundet ist: „Wyoming! Wyoming!“

„Die Menschen sind sonderbar, Edmund, die fallen noch um und liegen tot da von einem Gebrüll. Selbst Du fingst ein wenig an zu zittern, eben als ich heulte. Da steht dieser Mormone oben in New York und heult sie sich alle miteinander untertan, dies hungrige, schmutzige Tier! Aber Ralph fand ihn monumental mit diesen knöchigen Streifen an der Nase, er begeisterte ihn zu einem witzigen Aphorismus über den Mandril und die Eiszeit des Menschengeschlechts. . . genau so wie es Dir in alten Zeiten in den Sinn kommen konnte, als Du immer mit mir über Atavismus redetest und über all das, was ich notgezwungen lieben mußte, wenn ich mit Dir zusammen war. Ihr seid wirklich reizend! Aber ich hasse nun einmal Tiere! Ich werde krank davon! Ah!“

Sie fuhr so heftig zusammen, daß sie beinahe zu Boden gesunken wäre, dort wo sie stand. Sie setzte sich, schöpfte Atem, sah Gall an. Er schwieg. Er hatte unwillkürlich daran denken müssen, daß sich Leontine bewußt oder unbewußt stets solcher Ausdrücke und Bilder bediente, die sie der Zoologie entlehnte, was sie sich durch ihren Umgang mit ihm angewöhnt hatte, und dies rückte verschwundene Jahre in seiner Erinnerung so nahe, daß er unter einem schneidenden Gefühl von der Kürze des Lebens fast das Bewußtsein des Schmerzes verlor.

Leontine sah nicht mehr, obwohl ihre Augen starrten, sie hatte sich nach innen gewendet im Kampfe gegen das, was sie quälte. Ihre Brust zog sich ein paar Mal stark zusammen unter einem physischen Bedürfnis, sich zu befreien, indem sie Edmund alles mitteilte.

„Edmund, hör' einmal. . .“

„Ja, Leontine.“

Sie bezwang sich, sie bezwang sich.

„Gib mir lieber ein Glas Whisky,“ bat sie begehrlisch.

„Kann es wohl schaden, wenn ich nur ein wenig trinke, kann es Mirjam wohl schaden? Du trankst neulich selber, Edmund, als Deine Nerven Dich im Stich ließen. . .“

Gall fixierte sie, er fing an zu ahnen, daß sie sich in Not befand. Gall sah nicht mehr sehr scharf. Er zögerte, Leontine aber sprang auf und schrie klagend:

„Ich kann es nicht aushalten, Edmund!“

Es schien ihm, als habe er keine Berechtigung, sie nach dem Grund ihrer Gemütsbewegung zu befragen. Ohne etwas zu sagen, erhob er sich und holte eine Flasche mit Whisky. Er brachte zwei Gläser und eine Karaffe mit Eiswasser. Leontine trank und stöhnte laut vor Linderung. Der Schweiß brach ihr aus allen Poren. Sie wurde ruhiger. Das zweite Geheimnis, das sie vor Gall verbarg, beunruhigte ihr Gemüt, sie wurde flammend rot, und gleich darauf ward ihr Mund so bleich, sie sah ihn mit einem ertrinkenden Blick an, bis ihre Augen zufielen. Sie war guter Hoffnung. Sie wußte es seit heute morgen. Und wie sie nun so saß und Gall ansah, glänzten ihre Augen von heißer und schmerzlicher Sehnsucht, von Zärtlichkeit und Verzweiflung. Sie betrachtete seinen Mund, als habe sie ihn noch niemals ordentlich gesehen, als empfinde sie eine Verantwortung für die Züge, die sie fortzupflanzen im Begriff stand; sie sah sein Haar an und plöblich brach sie zugleich in Lachen und Weinen aus:

„Dein Haar ist ja auch fast weiß, Edmund,“ schluchzt sie, und sie lacht und schüttelt den Kopf, sie sperrt den Mund weit auf und seufzt, schnappt nach Luft, ringt die Hände. Gall aber sitzt stumm und still da. Da wendet sie das Gesicht aufwärts und bricht in einen geaußerten Notruf aus, sie dampft aus den Zähnen und dem Schlund, sie bellt ganz laut, bis sie ihr Herz befreit hat, dann bricht sie zusammen und weint erleichtert: die heißen Tränen furchen ihr Antlitz, tropfen ihr von Mund und Kinn, sie bebt, aber jetzt lächelt sie wieder, und sieht Gall unter schimmernden Tränen an, sie klagt und lacht kläglich: „Wyoming! Wyoming!“

„kehr' Dich nicht daran, daß ich mich so anstelle,“ stammelt sie ganz getröstet und glücklich, „es ist wohl nur so eine Art Heimweh, das mich überkommt. Es kleidet Dich so gut, wenn ich hysterisch bin, Edmund, Du siehst so geduldig aus. . . Wyoming! Mein Freund!“

Sie betrachtet ihn lange, den Kopf auf die Seite gelegt und einen Zipfel des Taschentuches zwischen den Zähnen, ihre Tränen rinnen langsam an den Wangen herab. Endlich scheint es, als fasse sie durch ein strahlend liebevolles und verschämtes Lächeln hindurch einen Beschluß. . .

„Mein Gott, wie ich Dich geliebt habe, Edmund!“ flüstert sie. „Ich will es sagen, ich will es sagen.“

Gall nähert ihr sein Gesicht, um sie besser zu sehen; er ist sehr bewegt, aber er schweigt.

„Ich habe das Recht zu lieben, wen ich will, nicht wahr? Und ich liebe Dich nun einmal. Du brauchst Dich ja gar nicht daran zu kehren. Ich habe Dich immer geliebt, Edmund, habe Dich nie entbehren können.“

Sie springt auf, unbändig, sie stößt die Luft aus ihren breiten Lungen heraus wie Schüsse, sie steht auf den Zehenspitzen:

„Ah, Du bist ja der einzige, der mich zusammengehalten hat, Edmund! Du hast mich immer freigesprochen, Du hast nicht einen Teil von mir geliebt, sondern mich, mich! Du hast alles gewußt, ich habe Dir nichts verbergen können. Edmund! Edmund! Ohne Dich fühle ich mich verhärtet, gewöhnlich und verderbt. Du hast mich immer durchschaut, mich mir selber bewiesen. Wenn ich habe leben können, obwohl ich so roh und so verdorben bin, so danke ich Dir das. Ja, das tue ich!“

Sie schnaubt, geht durch das Zimmer, kehrt wieder zurück und setzt sich dann gehorsam hin:

„Aber ich weiß sehr wohl, daß es vorbei ist.“

Die Tränen steigen ihr wieder in der Kehle auf, aber sie schluckt sie mühsam hinunter, drängt ihre Qual zurück. Edmund Gall sitzt gesenkten Hauptes da, sie streckt schüchtern die Hand aus, berührt sein Haar.

„Leb' wohl!“ flüstert sie. „Edmund! Edmund!“

Und nun schweigen sie beide.

Leontine leert durstig ihr Glas.

Später, als sie ihre Augen getrocknet hatte und sie dasagen und auf den Kreis warteten, sprachen sie friedlich miteinander, beide sehr sanft und jedes in sein Schicksal ergeben. Nach einer Pause, während welcher Leontine in tiefe Ge-

Danken versunken dagesessen hatte, bemerkte sie, daß sie jetzt nach Europa zurückreisen wolle.

„Wirklich?“ fragte Gall teilnehmend.

„Ja, und zwar bald. Vielleicht noch heute abend. Du weißt, ich entschließe mich immer plötzlich.“

„Heute abend! Nein, Leontine, daran denkst Du doch nicht!“

„Ja, ja! Reisen will ich, und Du mußt Dich nicht wundern, wenn Du ein Marconigramm von mir von hoher See erhältst, — es kann heute nacht sein oder morgen. Ich gehe an Bord irgend eines Schiffes, es ist mir ganz einerlei, ob ich in Neapel oder in Liverpool an Land gehe. Daß es Dir gut ergehen, Edmund! Und habe Dank für . . .“

„Du darfst nicht mehr sagen,“ bat er mit verzerrtem Gesicht.

„Verzeihe! Na ja, ich verschwinde also. Ich sehne mich ja nach der See. Und ist das nicht alles gut? Ich möchte Dir ja wünschen, daß es Dir besser ginge, lieber Edmund . . . verzeihe, jetzt urteile ich wieder nach mir; Deine Sitzungen sind ja sehr interessant, und ich hätte mir nie in meinen wildesten Träumen die Wunder vorstellen können, die ich gesehen habe! Für einen Mann wie Dich, der sich mit der vierten Dimension beschäftigt und mit selbstleuchtenden Metallen, muß es ja eine Leidenschaft, eine Spielwut werden — verzeihe den Vergleich, ich liebe ja Monte Carlo — aber weißt Du was, ist während der drei Sitzungen, denen ich beigewohnt habe, eigentlich mehr als immer wieder dasselbe geschehen? Dieselben Hymnen, dasselbe Aus- und Einatmen aus dem Kabinett oder aus der Atmosphäre, wenn Du willst, dasselbe fanatische Wiehern des Kreises! Ich kann mich nicht mit den Leuten ausöhnen, mit denen Du zusammen arbeitest, Edmund, wenn ich nur an sie denke, bekomme ich Gänsehaut. Ich glaube, der Spiritismus ist eine Art seelische Geschlechtskrankheit. Puh! Und sie hassen mich alle miteinander! Das sind genau dieselben, die im Mittelalter Hexen verbrannten, und ich fühle ganz deutlich, wenn sie mich ansehen, daß ich auf dem Wasser fliehen würde. Selbst die kleine Frau Mac Carthy ist mir unansprechlich, dieses arme mißhandelte Wesen. Man sollte nicht glauben, daß Falck in ihr ist, wehrlos wie sie ist, aber ich habe entdeckt, daß auch sie im Grunde ein Tier ist, das keinen Pardon gibt. Es ist mir so wunderbar zu denken, daß Du den Mittelpunkt in einer Vorstellung für dieses Gefindel bildest. Das ist nicht Dein Geschmack, Edmund!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Berthold Auerbach.

(Zu seinem fünfundsingzigsten Todestage.)

Von Ernst Kreowski.

Alles hat seine Zeit. Einmal, zwischen dem fünften bis siebenten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, gab es im deutschen Bürgerum ein entzücktes Schwärmen für sogenannte „Dorfgeschichten“. Das war damals ein funkelnagelneues Genre und wurde „Mode“. Diese neue Art Volksliteratur kam dem eben erwachten Triebe zur Touristik äußerst gefällig entgegen. Wädelers Reiseführer waren ja wohl schon allenthalben beliebt und gebräuchlich; aber vom eigentlichen Volksleben hatten sie nichts zu sagen gewußt. Immerhin, das Reisen kam in Mode — und, was das merkwürdigste, Süddeutschland war den Norddeutschen noch ziemlich fremd geblieben. Die Kleinstaaterei war wohl am meisten daran schuld gewesen. Dem darüber, daß die Naturherrlichkeit mittelgebirgiger und hochalpiner Gegenden schon seit Ewigkeiten bestanden hatte, konnte gewiß kein Zweifel sein. Und ebenso lange hatten ja auch die süddeutschen Volksstämme existiert; und — was doch das wichtigste war: dort bestand eine nahezu tausendjährige Kultur! Wohl gab es von ihr auch in einzelnen norddeutschen Landstrichen, zumal in einigen alten Hansastädten einen Schimmer; aber der hatte nur schwache Leuchtstärke nach außen hin gezeigt und war selbst den nächsten Volksgenossen entgangen. Nun stieß man plötzlich auf zwei neue Entdeckungen: die wunderbare Pracht des landschaftlichen Bildes und die Bevölkerung dort, inmitten einer reichen Kultur. Das alles war wohl schon früher von manchen wissenschaftlichen Männern bemerkt und verbucht worden. Aber noch war der Natursinn und das kulturelle Interesse nicht in die Masse gedrungen. Beides mußte erst erschlossen werden. Diese höchst dankbare Aufgabe übernahm nun mit einem Male jener neue Zweig der deutschen Belletristik. Das war die Dorfgeschichte. Und der Begründer dieser Gattung hieß Berthold Auerbach. Daß es gerade ein Jude sein sollte, mochte damals dem begrenzten Untertanenverstand noch als höchst sonderbar erscheinen. Indessen hatte doch schon so mancher Angehörige der semitischen Rasse im Gebiet strengster Wissenschaft und Gelehrsamkeit auf deutschem Boden ganz respectable Pionier-

arbeit vollbracht, ohne Dank und Beachtung gefunden zu haben. Jetzt sollte das anders werden, denn Auerbach war nicht bloß ein treuer Anwalt des Schwarzwälder Volkes, er forderte auch zugleich seine eigenen Stammesgenossen zu kräftiger öffentlicher Mitarbeit am deutschen Kulturleben auf.

Berthold Auerbach, am 28. Februar 1812 zu Nordstetten im württembergischen Schwarzwald von jüdischen Eltern geboren, hatte in Tübingen, München und Heidelberg, zunächst Jurisprudenz und Theologie, dann Philosophie studiert. In burschenschaftliche Untersuchungen verwickelt, war er zwei Monate lang Gefangener auf dem Höhenasperg, wo ja auch einst der geniale Dichter-Musiker Schubart eine siebenjährige furchtbare Kerkerhaft hatte verbüßen müssen. Darauf lebte Auerbach in rheinischen Städten, am längsten in Mainz, dann in Weimar, Leipzig, Dresden, Berlin, Breslau und Wien, bis er 1860 bleibenden Aufenthalt in Berlin nahm. Die erste Etappe seiner schriftstellerischen Tätigkeit wird durch die Romane „Spinoza“ und „Dichter und Kaufmann“ bezeichnet. Ward er so der Urheber eines neuen literarischen Genres, nämlich der nun ungemain zahlreich folgenden Geschichten aus dem jüdischen Familienleben, so noch viel mehr durch seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“. Ein ganz unbebautes Feld war die deutsche Dorfgeschichte nun zwar nicht; denn sie reicht bis ins Mittelalter zurück und war auch in neuerer Zeit von Jung-Stilling, Pestalozzi, Clemens Brentano und Karl Immermann gepflegt worden. Ob Auerbach von ihnen angeregt wurde, hält Robert Schweißel — nach seinem 1882 im Verein „Berliner Presse“ gehaltenen Vortrage — für ungewiß; ja er bezweifelt sogar die Einwirkung der Dorfromane des Schweizer Pfarrers Albert Bitius (Jeremias Gottlieb), die damals kaum schon in Deutschland bekannt waren. Dafür weist Schweißel anschlaggebend auf die „Erläuter Dorfgeschichten“ von Alexander Weil hin, welche in die Dessertlichkeit traten, als Auerbach in seinem letztgenannten Roman (Dichter und Kaufmann) auf einem Gebiete, das ihm vertraut war, das Vermögen seiner poetischen Begabung eben erprobt hatte. Gleichviel jedoch, von wem die unmittelbare Anregung ausgegangen ist, die Dorfnovelle zur künstlerischen Vollendung erhoben zu haben, ist Auerbachs dauernder Ruhm. In ihm fand sich der Dichter auf seinem Heimatsboden zurecht, und aus diesem erwuchs ihm die Kraft für die Gestaltung des landvollstlichen Lebens. Um anzudeuten, welche ungeheuerere Wirkung diese „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ auf Auerbachs Zeitgenossen ausübten, erinnert Schweißel mit Recht an Goethes „Werther“-Roman. Den allerhöchsten Ausdruck jener Begeisterung bildet zweifellos Ferdinand Freiligraths bekanntes Gedicht an Auerbach:

Aus deines Schwarzwalds taunendunkeln Wiesen
Mit seinen Kindern kommst du froh geschritten,
Und setzest ein das Luchwammis und die Flechte
In ihre alten dichterischen Rechte.

Das ist ein Buch! Ich kann es dir nicht sagen,
Wie mich's gepackt hat recht in tiefster Seele;
Wie mir das Herz bei diesem Blatt geschlagen,
Und wie mir jenes zugeschnürt die Kehle;
Wie ich bei dem die Lippen hab' gebissen
Und wieder dann hellauf hab' lachen müssen!

Das alles ist dir aber nur gelungen,
Weil du dein Werk am Leben liehest reifen;
Was aus dem Leben frisch hervorgesprungen,
Wird wie das Leben selber auch ergreifen,
Und rechts und links mit Wonne und mit Schmerzen
Sturmschritts erobern warme Menschenherzen.

Das trat tatsächlich ein; die „Schwarzwälder“ machten, in die meisten Kulturprachen überseht, die Kunde über den halben Erdkreis. Und das war begrifflich; denn sie erschienen in der Debe der damaligen Literatur wie ein frischlarer Quell, der von Felsenbergen durch alte harzige Tannensiedelungen rauscht. Treffend hat sie Schweißel „gleichsam Straßen“ genannt, die Auerbach ins Gebirge baute“. Das läßt sich so verstehen: Einmal hat Auerbach den Schwarzwald der Touristik erschließen helfen. Denn nun war jeder, weß Landes er auch sein mochte, begierig gemacht, jene stillen Bergbewohner lebhaftig kennen zu lernen. Und vornehmlich daher kam es, daß seitdem alljährlich große Menschenströme ihren Weg in die Reviere des Schwarzwaldes lenkten. Und das ist, wie man über die moderne Touristik als Modesport auch denken mag, für das Land von Segen und mannigfadem Nutzen gewesen. Damit aber wurde gleichzeitig auch das Schwarzwälder Bauernvolk aus seiner Abgeschlossenheit herausgetrieben. Es trat fortan in Verkehr mit den Städtern, nah und fern, und lernte die Augen aufmachen für die Mannigfaltigkeit des politischen und sozialen Weltlebens, obwohl es zunächst dabei keine angenehme Erscheinung bot. Auerbach ging jedoch von weit höheren Gesichtspunkten aus, als er seine Dorfgeschichten schrieb. Ihm war es darum zu tun, für die Armen und Unterdrückten, selbst für verbrecherische Naturen zu kämpfen. Er scheute dabei vor einer wahrhaftigen Schilderung der Zustände und der Landbewohner nicht zurück. Sonach konnte es ihm auch nicht beifallen, das Dorfleben in die Farben arkadischer Unschuld zu tauchen. Wohl liebt seine über alles gütige Art das Goldselige und Parte in seinen Gestalten, zumal bei Mädchen und Frauen, wohl schwelgt er, der die schöne Natur tief in sein Herz geschlossen, förmlich in malenden Worten und Vergleichen, wohl pflegt er gern beim Blick braver Menschen zu verweilen,

aber gleichzeitig und eigentlich überwiegend bringt er, wie Eugen Zobel kurz vor seinem siebzigsten Geburtstag sich ausgelassen, heftige Schmerzen und erschütternde Schicksalsfügungen. Die unbestochene Beobachtungsgabe des Landmanns, die nichts unterdrücken und nichts hinzusetzen will, steht im innigen Zusammenhange mit Auerbachs spinozistischem Glaubensbekenntnis. Sein großer Meister in der Weltweisheit hatte behauptet, daß man die Handlungen des Menschen weder beklagen, noch belachen oder verabscheuen, sondern begreifen müsse — daß man sie samt den Begierden ganz so untersuchen könne, als ob es sich um geometrische Linien oder Flächen handle. Demgemäß verfährt Auerbach in seinen Dorfgeschichten.

Wenn wir sie in seiner ganzen reichen Produktion betrachten, so geben sie eigentlich die Linie der Entwicklung an, die der Dichter durchlaufen ist. Erst schreibt er ihrer sovielen, daß sie die ersten acht Bände seiner Schriften umfassen. Dann, etwa von der Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ab, gibt Auerbach, wie gleich bemerkt sei, mit weniger Glüd, eine Anzahl großer Zeittomane „Auf der Höhe“, „Das Landhaus am Rhein“ und „Waldfried“, in deren Handlung das dörfliche Element nur unselbständig als Augenblickskontrast hineinspielt. Den Beschluß seines Schaffens bilden dann wieder einige Heimatgeschichten, die unter dem Titel „Nach dreißig Jahren“ zusammengefaßt sind. Von seinem Geburtsort Nordstetten als Schauplatz ist er ursprünglich ausgegangen. Er hatte sich die Aufgabe gestellt, „ein ganzes Dorf gewissermaßen vom ersten bis zum letzten Hause zu schildern“. Der den Novellen zugrunde gelegte Stoff ist außerordentlich mannigfaltig; dennoch lassen sich deutlich einige Richtungen kennzeichnen, immerhalb derer sie in der Phantastie des Dichters ausgereift sind. Die erste Reihe schildert die falsche vom Landmann mit Recht zurückgewiesene polizeistaatliche „Kultur“ und wird mit „Befehlertes“ eingeleitet. In des „Schloßbauers Befehle“ verführt ein städtischer Windhund eine Landschöne — und sie geht, um ihre Schande zu verbergen, ins Wasser. In „Luzifer“ handelt es sich um den Zusammenprall von selbständigen Dorfgemeinden mit einer sie bevormundenden Merisei. Vollends wird die Macht der katholischen Kirche auf das Gemüt eines zum eigenen Denken erwachenden Knaben in „Ivo der Hehle“ mit wunderbarer Macht geschildert. „Die Frau Professorin“ hat, abgesehen von ihrem Gehalt, auch noch eine eigene literarische Berühmtheit erlangt. Diese Erzählung diente nämlich Auerbachs landsmännischer Kollegin Charlotte Dicks-Pfeiffer als Grundlage für ihr noch heute im Repertoire vieler Provinzbühnen stehendes Mährstück „Dorf und Stadt“. Mit Recht fühlte sich der Dichter durch dies an ihm begangene poetische Verbrechen beleidigt und strengte gegen die Verfasserin einen Prozeß an. Allerdings mit negativem Erfolg; denn die Klage wurde von den Gerichten abgewiesen. Trotzdem hat die schauspielerisch sehr dankbare Gestalt des „Corle“ von der Bühne herab erst recht die Auerbachsche Erzählung dem deutschen Lesepublikum bekannt gemacht. Sozialen Einschlag hat die Erzählung „Sträflinge“. Der Dichter macht sich hier zum Anwalt neuzeitlicher humaner Bestrebungen. „Das Nest an der Bahn“ (in „Nach dreißig Jahren“) bildet die Fortsetzung jener Novelle. „Der Lehnhold“ lehrt sich gegen den verderblichen Wahn von der Unteilbarkeit der Güter. In „Hopfen und Gerste“ handelt es sich um die tödlich abgewandelte Abneigung der Bauern gegen den rationalen Betrieb der Landwirtschaft. Lächerliche zum Verbrechen herabgleitende Dörflemoral kommt in „Florian und Creszenz“ zum Austrag. Ähnliche Vorgänge geben in der Erzählung „Ein eigener Herr“ den Faden der Handlung. Wie sich solch Leben rächt, indem es zum Verbrechen führt und wie nun der Verbrecher die Skorpionen des mahnenden Gewissens verspüren muß, bis er selber hingehet, um sich anzulagen, das ist der Gegenstand in „Diethelm von Buchenberg“ und „Landolin von Rautershöfen“. Die „Helden“ dieser Erzählungen sind zwei allmählich zerbröckelnde Menschennaturen. In einigen anderen Geschichten, wie „Tolpatsch“, „Der Tolpatsch aus Amerita“ und „Der Vieredig oder die amerikanische Kiste“ spielt die Auswanderung nebst ihrem Gegenbilde eine Rolle. Sern schildert Auerbach das Handwerkertleben, so den Maurer in „Profi und Roni“, den Musikanten im „Geigerlex“, die Schwarzwälder Uhrmacher in „Edelweiß“. Allerdings begibt sich in dieser Erzählung ein herber Ehestandskonflikt, der aber — und diese Hinweisung zur Verhältnlichkeit mit dem Dasein kennzeichnet den im Alter milde gewordenen Dichter — nach allerlei Prüfungen und Seelensäuerungen ein gutes Ende nimmt. Die gleiche die Tragik umgebende oder glättende Vorliebe sehen wir in „Barfüßle“ und „Joseph im Schnee“. In den Kreis der Dorfgeschichten gehören dann noch zwei Schöpfungen: Der zweihändige Roman „Der Forstmeister“ und Auerbachs letzte Dorf-erzählung „Brigitta“.

Es ist wohl wahr: Auerbach hat alle seine Dörfler etwas idealisiert. Die meisten sprechen gewöhnlich nicht wie simple Menschen tun, sondern wie philosophische Grübler. Das lag in der einseitigen Natur des Dichters — und dennoch sind seine Schwächen, gegen seine Ethik gehalten, so klein, daß sie beinahe verschwinden. Um ihres dichterischen Gehalts willen sind die Schwarzwälder Dorfgeschichten auch heute noch lesenswert. Wenn Auerbach schließlich ins Hintertreffen geriet, so lag die Schuld an der großen Zahl seiner Nachtreter. Die Dorfgeschichte war eben Mode geworden, wie die touristische Fegerei auch — und mit der Zeit kriegte das Publikum den Latendelgeruch herzlich satt.

Diese Abkehr hat Auerbach nicht mehr erlebt. Gegen Mitte Dezember 1881 war er nach Cannes gegangen, um sich dort zu erholen. Hier starb er aber schon am 8. Februar des neuen Jahres. In Moriz Lazarus' des ausgezeichneten Gelehrten und Berliner Hochschuleprofessors von Rahida Lazarus und Alfred Leicht im vorigen Jahre herausgegebenen „Lebenserinnerungen“ finden wir auch einen großen Abschnitt über das Freundschaftsverhältnis zwischen diesen beiden edlen Menschen. Lazarus hat dort dem Abgeschiedenen die Leichenrede gehalten. Er sorgte auch, da die Leiche im Hause der Dr. Kritischerchen Pension nicht bleiben durfte und andererseits noch kein Leichenpaß zum Transport mit der Eisenbahn eingetroffen war, für einen andertwärtigen Unterstand. Auf Lazarus' Bitte gestattete der protestantische Geistliche die Aufbahrung in der Sakristei, „und so — im Schutz der christlichen Kirchenmauern — lag der tote jüdische Dichter, bis er in die deutsche Heimat abgeholt wurde.“ In Nordstetten hielt Friedrich Theodor Wischer die Gedenkrede und hier liegt Auerbach begraben.

Kleines feuilleton.

Faschingspant.

Es riß laut ein altes, ein närrisches Wort,
Die Narren ringsum zur Begeisterung fort.
Sie eilten mit Klappern und Schellen herbei,
Erhuben ein mächtiges Narrengeschrei:

„Der Narren Erblande sind schwer in Gefahr;
Es raubt uns die Freiheit die blutrote Schar.
Bergällt uns den schönsten, den närrischsten Streich
Und stört uns 's Behagen im heiligen Reich.“

Es sollen die Rörgler hinaus aus dem Land;
Dum reichen wir Narren uns heute die Hand.“ —
Noch niemals ein Fasching so glänzend verlief;
Die Sache der Narren ging wirklich nicht schief.

Rum jauchzen und hüpfen die Narren wie toll
Und haben die Köpfe von Plänen so voll.
Und alles wohl läuft und alles wohl rennt
Zu hören das Faschings-Parlament.

Die armen Narren! Sie merken gar nicht,
Wie unter den Füßen die Bühne einbricht.
Die armen Narren! Sie glauben noch heut';
Sie könnten hemmen die werdende Zeit!

Karl Stobra.

Die Guillotine. Die Kultur der Hinrichtungen steht in Süddeutschland höher als in Preußen.

Zum Beispiel der königlich bayerische Scharfrichter ist ein höflicher Mann, erscheint im Frack, wenn er amtiert, stellt sich mit einer guten Verbeugung neben der Guillotine auf, drückt zart auf einen Knopf, das Beil fällt.

Aus.

Der Herr königliche Scharfrichter verneigt sich wieder vor den übrigen Respektspersonen und entfernt sich. Die Preußen dagegen stehen noch völlig in der blutrünstigen, Gemeinheit des Mittelalters.

Ihre Scharfrichter sind Schlächtermeister.

Sie schlagen den Ebenbildern Gottes die Köpfe mit Handbeilen ab.

Sie müssen sich die handwerksmäßige Fertigkeit des Mordes aneignen, und sie müssen einen schätzbaren Fonds persönlicher Rohheit besitzen, damit ihre Kraft nicht durch lächerliche Gefühle beeinträchtigt wird.

Die Hinrichtung Hennigs soll ja außerordentliche Anforderungen an die Brutalität der Mitwirkenden gestellt haben. Denen aber vollauf genügt wurde.

Die graufige Sache entbehrt nicht ganz des Humors.

Warum hat man in Preußen das Fallbeil nicht eingeführt? Der Grund ist so lächerlich, daß viele nicht daran glauben werden.

Und doch steht er durchaus fest.

Nämlich, die Guillotine gilt heute noch in Preußen als Werkzeug der Revolution.

Die preussische Regierung hat eine heillose, abergläubische Furcht vor diesem Instrumente.

Sie denkt an den dicken Ludwig, den man an einem frostigen Januarmorgen so lieblos unter den Freiheitshobel geschoben hat, und sie glaubt offenbar, daß auch den gutmütigen Staatsbürgern rechts vom Rhein nicht zu trauen wäre, wenn sie nur erst eine Guillotine hätten.

Der Besitz eines solchen Werkzeuges ist anreizend.

Wie leicht könnte das Volk auf dem Wege der Ideenassoziation dazu kommen, die Maschine einmal a la Robespierre zu gebrauchen. Kein treuer Untertan schüttle hier zornig das Haupt und sage, derartige Befürchtungen lägen den Hohenzollern fern!

Ich verweise auf das Gespräch, welches der spätere Kaiser Wilhelm I. Anno 1862 mit Bismarck geführt hat, und das dieser in seinen Gedanken und Erinnerungen erzählt.

Der König prophezeite seinem Minister, daß man sie beide vor dem Schlosse hinrichten werde.

Und er sagte, er sähe ganz deutlich das Schafott vor sich. Ueber die näheren Details sprach er sich nicht aus, aber ganz gewiß dachte er an das Fallbeil.

Dem wo eine Revolution ist, da ist immer eine Guillotine. Seit Louis Seize.

Man darf ohne Fribolität annehmen, daß die Gedanken eines Fürsten auf die Nachfolger übergehen können.

Der ungeheure Sarcophag, der 1793 allen europäischen Herrschern in die Glieder fuhr, wirkt fort und fort.

Das „böse Volk“ ist der Bau-Bau für die kleinen Prinzen; den heranwachsenden wird die Geschichte der französischen Revolution erklärt mit der Auhandlung, daß man dem Volke nie gänzlich trauen darf.

Wir wissen, daß Ammenmärchen, Kindererinnerungen sehr großen Einfluß auf unsere Entwicklung haben können.

Es gibt auch in bürgerlichen Kreisen viele Erwachsene, die nicht in einem finsternen Zimmer bleiben können, oder die sich nicht getrauen, nächstens über den Friedhof zu gehen.

Und so gibt es eben erwachsene Fürsten, die hinter einer Guillotine immer den kleinen Max Robespierre erblicken.

Das ist einmal so.

Niemand kann für seine Verben. Und darum hält man an der Sittlichkeit fest, mit Handbeilen den Ebenbildern Gottes die Köpfe abzuhacken.

Das ist königstreu; das ist gutes, altes Preußen; das riecht nicht nach Revolution und Paris und Teufelszeug.

Wie tapfer von den süddeutschen Fürsten, daß sie ihre Hinrichtungen durch die Guillotine erledigen lassen! Sagt hier der Leser. Ja, da ist noch etwas beizufügen.

Man muß der Wahrheit immer die Ehre geben. Auch der Patriotismus darf uns nicht davon abhalten.

Gewiß, die süddeutschen Fürsten haben mehr Vertrauen auf ihre Väter, aber so ganz losgerissen ist ihnen die Sache doch nicht.

Ja — meine, das bombenfesteste Vertrauen haben sie auch nicht. Sie lassen die Guillotine zu; jedoch ihre Regierungen sorgen dafür, daß das Mordinstrument nicht so leicht dem erzürnten Volke in die Hände fallen kann.

Sie zerlegen das Werkzeug und bringen die Bestandteile an verschiedene Orte. Die königlich bayerische Guillotine ist in drei Teile zerlegt. Das Gerüst befindet sich in dem Zuchthaus, wo geköpft wird. Der Rahmen ist in der Obhut des Münchener Landbauamts. Das Beil aber liegt wohlverwahrt im Zeughaus, wo der Böbel nur nach Ueberwindung zahlreicher Soldaten erbeuten kann.

Man sieht also, ein bißchen mißtrauisch sind alle Fürsten, und selbst das leblose Instrument der Revolution gibt einen Anlaß zu Befürchtungen.

Während dagegen das Volk sogar die lebendigen Werkzeuge blutiger Unterdrückung arglos in seiner Nähe duldet und zum Beispiel beim Anblide der Herren Dominikaner nicht gleich an eine Wiederholung der Bartholomäusnacht denkt.

Sabevald im „März“.

Archäologisches.

Funde in Theben. In der altberühmten Stadt Theben werden demnächst Ausgrabungen vorgenommen werden, durch welche die archäologische Wissenschaft vorausichtlich wesentlich gefördert werden wird. Das Ziel dieser Erforschungen ist der Palast des Königs Radmos, dessen halbmythische Persönlichkeit in der Geschichte Altgriechenlands mit der Gründung der Stadt Theben verknüpft wird. Der Palast, der aus dem sechzehnten Jahrhundert vor Christi Geburt herrühren soll, hat aus historischen Gesichtspunkten so viel Bedeutung wie der Palast des Minos auf der Insel Kreta, welcher vor einiger Zeit in Knossos entdeckt worden ist. Der Boden Thebens, der zweifellos unzählige antike Gegenstände enthalten muß, wurde bisher von den Archäologen nicht genügend berücksichtigt. Zwar hat man vor einigen Jahren in der Nähe der Stadt drei antike Grabdenkmäler entdeckt, welchen eine große kunsthistorische Bedeutung beizumessen ist, insofern die Wissenschaft dadurch etwas Näheres über die mythenaische Geschichtsperiode erfahren hat; so wurden hier u. a. sehr seltene Vasen vorgefunden, welche in wunderbarer künstlerischer Weise bearbeitet sind.

Die Ruinen des antiken Palastes befinden sich auf einer hohen Bodensfläche, auf der alten Agora, welche im Laufe der Geschichte ihrer alten Bestimmung nicht entzogen worden ist. Unterhalb der Stätte dieser Ruinen sind die Spuren der antiken Bauten bemerkbar, welche aber jetzt durch die auf der Stelle gebauten Häuser überdeckt sind. Es scheint indessen, daß auch der Palast des Königs Radmos auf den Trümmern eines vorhistorischen Gebäudes gestanden hat.

Bei einer oberflächlichen Ausgrabung der in Frage kommenden Stelle wurden Marmorwerke von grüner Farbe vorgefunden, welche in hervorragender künstlerischer Weise bearbeitete Bildhauerwerke im mythenaischen Stil aufweisen. Diese Marmorwerke bildeten mutmaßlich das Gesims einer der Tore des Palastes. Weiter wurden noch dreihundert farblose Vasen gefunden, fünf große kolorierte Amphoren, welche zur Aufbewahrung von Duftstoffen, Ölen und Wein bestimmt waren. Ueberdies sind Wandmalereien aufgedeckt worden, welche sich durch künstlerische Zeichnungen und durch Frische der Farben auszeichnen. Endlich sind Ziegelsteine, Perlenhalsbänder, Goldstücke, Bleiblöde

und andere Gegenstände, welche ein Alter von mehr als 3000 Jahren haben, zutage gefördert worden.

Erziehung und Unterricht.

Die Uhr in der Hand des Kindes. Der Kinder dauernd zu beaufsichtigen hat, macht mit großer Wahrscheinlichkeit die Beobachtung, daß die kindliche Neugier sich durch die Betrachtung einer Uhr besonders stark angezogen fühlt. Schon ganz kleinen Kindern pflegt man mit einiger Vorsicht eine Uhr zum Spielen zu geben, sie ihnen ans Ohr zu halten und ihre Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Der Grund dafür ist in diesem Fall allerdings wohl mehr ein äußerer, weil man bei einem kleinen Kinde die sinnliche Wahrnehmung zu wecken und zu prüfen wünscht und zu diesem Zweck kein Gegenstand, den man fast immer mit sich herum trägt, so geeignet ist wie die Taschenuhr. Uebrigens stammt bei dem älter gewordenen Kind das Interesse für Uhren vermutlich noch aus derselben Quelle, weil die rastlos Geräusch und Bewegung zeigende Uhr den Eindruck eines lebendigen Wesens hervorruft, was sie doch augenscheinlich nicht ist. Der Lehrer F. Weigl hat in den „Münchener Pädagogischen Blättern“ dafür Stimmung zu machen versucht, das Interesse der Jugend an der Uhr in der Erziehung zu verwerten, indem er die Hoffnung ausdrückt, daß durch eine frühe Vertrautheit mit der Uhr und ihrem Zweck das Kind schneller und besser den Wert der Zeit schätzen lerne. Weigl mußte aber eingestehen, daß die wichtigste Vorbedingung für eine Prüfung dieser Ansicht noch nicht erfüllt sei. Wenn man beispielsweise in England den Kindern schon früh die Bedeutung der Uhr auseinandersetzt und sie ihnen auch zu eigener Benutzung übergibt, so ist das natürlich nur möglich, wenn die Uhrenindustrie diesem Bedarf dadurch Rechnung trägt, daß sie für Schüler eine gleichzeitig besonders billige und haltbare Uhr auf den Markt bringt. Nunmehr hat nach der Anregung von Weigl die Romos-Uhr-Gesellschaft eine Umfrage bei möglichst vielen pädagogischen Autoritäten ersten Ranges veranstaltet, um zu ermitteln, ob jene Ansicht von dem Wert einer frühen Zeitschätzung seitens der Jugend in weiteren maßgebenden Kreisen geteilt wird. Diese Umfrage hat recht beachtenswerte Ergebnisse geliefert. So hat Professor Paulsen in Berlin geschrieben: „Ohne Zweifel ist für unsere Schulfugend gegenwärtig eine genaue Zeitorientierung viel notwendiger, als sie es zur Zeit unserer Väter war, und daß ein erzieherisches Moment im Besitz und in der Behandlung einer Uhr liegt, ist nicht zweifelhaft.“ Dr. Paul Barth, Professor der Pädagogik an der Leipziger Universität, spricht sich noch etwas ausführlicher über diesen Punkt aus: „Es scheint mir sehr wünschenswert, die Kinder an frühe Beachtung der Zeit zu gewöhnen. Sie werden dabei aber immer passiv bleiben, solange sie aus Mangel einer eigenen Uhr von den Zeitangaben der Erwachsenen abhängig sind. Auch hier muß die Selbsttätigkeit des Kindes angestrebt werden. Darum wird es für seine Zeiteinteilung, für sein Zeitbewußtsein und damit für sein Pflichtbewußtsein nützlich sein, wenn es etwa vom vollendeten neunten Jahre an sich des Besitzes einer Uhr erfreut, und zwar möchte ich zwischen Knaben und Mädchen keinen Unterschied gemacht wissen. Auch die Mädchen müssen sich an Pünktlichkeit gewöhnen. Das spätere Leben kann ihnen allerlei Geschäfte bringen, in denen es auf die Minuten ankommt, und auch ihnen ist es notwendig zu wissen, daß das Leben kurz, die Kunst aber lang ist.“ In ähnlicher Art und in gleichem Sinne haben sich auch Hochschullehrer der Pädagogik in Karlsruhe, in Bern, Posen und Prag, viele Schulräte und Lehrer an höheren Lehranstalten ausgesprochen.

Notizen.

Im Schillertheater N. (Friedrich Wilhelmstädtisches Theater) wird zugleich mit dem dreitägigen Lustspiel von Wilhelm Wolters „Sein Alibi“ am Dienstag, den 12. d. M., ein Einakter von Ludwig Kerner: „Adieu Therese“ zum erstenmal zur Auführung gelangen.

Im Theater des Westens findet die Uraufführung der Operettennovität „Schwerenöter von Anno Tobal“, Text von Dr. Bruno Deder, Musik von Gustav Wanda am Donnerstag, den 21. d. M. statt. In der Titelpartie eröffnet der Tenorbuffo Edmund Löwe sein Gastspiel.

Eine französische Nordpolerpedition. Auch die Franzosen wollen sich energisch an der Polarforschung beteiligen und eine arktische Expedition ausrüsten, die der frühere Seeoffizier Kapitän Bénard leiten wird. Das Organisationskomitee trat dieser Tage zu einer Sitzung zusammen. Das Schiff, welches zu dieser Expedition verwendet werden soll, wird den Namen „Jacques Cartier“ nach dem französischen Seefahrer, der in den Jahren 1534 und 1541 Expeditionen nach Neufundland und Kanada unternahm, führen.

Der verhängnisvolle Romanschluß. Mit schmerzlicher Freude genießt es der Leser, wenn in seiner Zeitung der netzliche Kobold, der spöttische Hausgeist aller Druckerien, auch einmal seinen Schabernack spielt. Damit unaufmerksame Leser nicht um ihre berechtigte Ergözung kommen, weisen wir sie darauf hin, daß in Nr. 27 des Unterhaltungsblattes der Roman also endigt:

„Nervös rief sie aus:

(Fortsetzung folgt.)